

Form mit den zwei Brennpunkten –, Le Corbusier wiederholt unaufhörlich die viereckige Form. Fischer denkt europäisch: Rom und die Kunst von Paris haben auf ihn eingewirkt, England hat er besucht. Für den König von Preußen hat er gearbeitet, und in Österreich stehen seine Bauten. Le Corbusier ist international: Wohneinheiten für Marseille und Berlin, Pläne für ein UNO-Gebäude in New York, Bau einer Kapitale des Punjab in Indien, städtebauliche Pläne für Algier, Regierungsgebäude in Rio de Janeiro und ein Kunstmuseum für Tokio. Der Barockarchitekt müht sich in der Karlskirche in Wien eine Summe der Sakralarchitektur zu erstellen, der Moderne bringt in Ronchamp die so sehr umstrittenen Elemente des Sakralbaus.

Fischer von Erlach zeigte man im Prinz Carl-Palais in München auf gedrängtem Raum, Le Corbusier schräg gegenüber im Haus der Kunst. Welche Nachbarschaft und welche Entfernung! Fischer hat in seiner Historischen Architektur alle Epochen der Vergangenheit aufgerufen, ihm zu helfen, Le Corbusier legt den Modulor seinen Werken zugrunde – eine von ihm gefundene Proportion, die an den Maßen des Menschen orientiert ist. Allerdings besitzt dieser Mensch eine Hand wie einen Schraubenschlüssel. Er ist Roboter und Konstruktion. Sein Herz ist nicht zu

spüren, aber viele Zahlen stehen neben seinem Bild. „Eine Skala von Proportionen, wodurch das Schlechte erschwert und das Gute erleichtert wird“, sagt Einstein von diesem Modulor. So müht sich Le Corbusier sicher um Wohnung und Stadt, um eine Neuordnung der Welt des Menschen, aber diese Bemühungen lassen noch viele Fragen offen und verlangen manche Korrektur.

Wir träumen von der Welt Fischers von Erlach, wo die Kaleschen an Freitreppen vorfahren, Kaiser durch Triumphpforten ziehen und Engel aus barocken Deckengemälden herabschweben. Leben aber müssen wir in den Parksiedlungen (=modernes Wohnviertel in München), wo Hochhäuser ragen und Grünflächen uns mit Sauerstoff versorgen, wo Aufzüge funktionieren sollten und Dampfheizungen. Wir werden die barocke Welt nicht mehr zurückerufen können; aber man wünschte sich, daß die unzerstörbaren Elemente abendländischen Geistes, die im Werke Fischers von Erlach lebendig sind, mehr Raum in der technischen Welt Le Corbusiers erhielten. Denn nicht die geschichtlich gewordene Form gilt es zu überliefern, sondern ihren Geist. Zu einer solchen geistigen Durchdringung von Vergangenheit und Zukunft aber helfen beide Ausstellungen in hervorragender Weise.

Herbert Schade SJ

Literatur und Literaturwissenschaft

Man hat von den verschiedenen Epochen der nachchristlichen Geistesgeschichte öfters gesagt, daß jede neue Stufe begleitet sei von oder sogar beginne mit einer neuen und tieferen Würdigung der Antike. Das ist auch in der Gegenwart der Fall. Das Verlangen nach neuer Kunst und neuer Dichtung geht zusammen mit neuen, tiefgründigen Arbeiten über die Dichtwerke. So gewinnt z. B. W. Stadler aus der Betrachtung des Aufbaus der vergilischen Aeneis eine sehr ansprechende Deutung des großen römischen Epos, die es zwischen Homer und Dante stellt [*Vergils Aeneis. Eine poetische Betrachtung* (104 S.) *Einsiedeln* 1942, *Benziger*]. — Viel wichtiger ist die vor allem den inneren Gehalt ins

Auge fassende, große Geschichte der griechischen Tragödie von Max Pohlenz [Die griechische Tragödie (501 S.) mit Erläuterungsband (203 S.) Göttingen 1954, Vandenhoeck & Ruprecht, DM 56,—]. Nachdem er verfehlte, allzusehr aus der Gegenwart gesehene Deutungen (z. B. Nebel, Weinstock) zurückgewiesen hat, behandelt er, vielleicht allzu harmonisierend, die Voraussetzungen der Tragödie. Das Tragische entsteht aus dem Konflikt zwischen dem durch die Götter verkörperten Sinn der Welt und der menschlichen Selbstbehauptung. Die Griechen kennen kein Schicksalsdrama. Erst in der entgötterten Welt des Euripides gewinnt die Tyche größere Bedeutung. Dann verfolgt P. den Gang der Tragödie von dem frommen und der Polis eingegliederten Äschylos über Sophokles zu Euripides, der den besonders durch die Naturwissenschaften geförderten Individualisierungsprozeß zu Ende führt, die tragischen Voraussetzungen in das Innere des Menschen verlegt und dem hellen Licht des früheren Logos das Irrationale des Triebes beim Einzelnen und der Masse hinzufügt. Zugleich beschreibt P., wie die allgemeine geschichtliche Entwicklung den Gehalt der Tragödie beeinflusst und diese wiederum die geistige Veränderung Griechenlands fördert. Das Buch schließt mit einer dichten Darstellung der theoretischen Erörterungen über die Tragödie, insbesondere durch Plato und Aristoteles, indem es zugleich angibt, was sie zu ihrer Anschauung führte. Vor allem der Lehrer wird aus der Lektüre lernen, welche Werke die besten Leitbilder für die Jugend der Gegenwart bieten.

Im Weiterwirken der Antike entwickelt sich auch eine christliche Literatur in lateinischer Sprache, in der alte und neue Formen den ganzen, im Christentum erhobenen menschlichen Gehalt bergen. Ein Beispiel dafür sind die von Franz Wellner herausgegebenen und übersetzten Sequenzen des Adam von Sankt Viktor († 1192). Die Einleitung enthält eine Geschichte der berühmten Abtei, des Lebens des Dichters und der liturgischen Poesie, der Psalmen, Hymnen und Sequenzen. Anhänge untersuchen den Sequenzenstil und die Singweisen und lösen textkritische Fragen. Die Tiefe der Frömmigkeit und die Schönheit der Form machen Adam zu einem großen lateinischen Dichter des frühen Mittelalters [Adam von Sankt Viktor. Sämtliche Sequenzen. Lateinisch und deutsch (390 S.) München 1955, Kösel, DM 19,80].

Am Ausgang des Mittelalters steht Meister Eckehart, dessen ausgewählte Predigten und Traktate Josef Quint neu herausgegeben und, unter Benutzung seiner Vorgänger, übersetzt hat. Die Kenntnis der Gedankenwelt des Meisters und der mittelhochdeutschen Sprache schaffen ein Werk, das auch in Zukunft kaum übertroffen werden wird und den besinnlichen Leser noch nach 600 Jahren zu einem andächtigen Hörer des Lesemeisters macht. Gleich wertvoll ist die Einleitung, die Eckehart in die Geschichte der Mystik einordnet, sein Leben erzählt und in unvergleichlich knapper Genauigkeit und Sicherheit die Mitte seiner Gedankenwelt und ihre Ausstrahlungen darstellt. Eckehart erscheint hier als homo in contemplatione activus, der darin auch das Wesen der Vollkommenheit sieht [Meister Eckehart. Deutsche Predigten und Traktate (547 Seiten) München 1955, C. Hanser, DM 25,—]. — Eine zweite Auswahl der Schriften Eckeharts erscheint bei S. Fischer. Sie ist herausgegeben von Friedrich Heer, der in der Einleitung seine beweiandenswerten, aber immer extremer werdende und immer bedenkenloser Parallelen findende Darstellungskraft spielen läßt. Sachlich ist sie weithin von Quints Einleitung zu seiner Übersetzung abhängig und ihm, wie der Vergleich ergibt, in der Wortgebung wie in Gehalt weit über die angegebenen Zitate hinaus verpflichtet. Er übersieht leider fast ganz, daß Eckehart die Bewährung des Christentums in der Nächstenliebe forderte. Die dargebotenen, im ganzen gut ausgewählten Texte werden nach früheren Übersetzungen gegeben, verbleiben also auf einer Vorstufe, vermutlich weil sich der Verlag der eben herausgekommenen Arbeit Quints weigerte, seinen Text freizugeben. Nebenbei: die Gelehrten sollten sich auf dieselbe Schreibweise des Namens „Eckehart“ einigen [Meister Eckehart. Predigten und Schriften. Ausgewählt und eingeleitet von Friedrich Heer (224 S.) Frankfurt 1956, Fischer Bucherei, DM 1,90]. — Als Ergebnis eines langen, um die mittel-

hochdeutsche Dichtung bemühten Philologenlebens gibt Friedrich Panzer ein Buch über das Nibelungenlied, die Geschichte des Forschens, die Überlieferung, Aufbau, Form, Sprache, Quellen, Zeit und Ort der Entstehung heraus. Es ist eine gewissenhafte und fleißige Arbeit, die unsere heutige Kenntnis gültig zusammenfaßt. Freilich ist sie fast ausschließlich den Materialien gewidmet, während der Gehalt fast nur in Randbemerkungen zu seinem Recht kommt [Das Nibelungenlied. Entstehung und Gestalt (496 S.) Stuttgart 1955, Kohlhammer, DM 24,—]. — Mit Freude kann man auch eine neue Nachdichtung des Nibelungenliedes anzeigen, die sich bemüht, den alten Geist in einer uns gemäßen Form nahezubringen [Das Nibelungenlied. Nach dem Urtext erneuert von Hermann Stodte (308 S.) Stuttgart 1956, W. Kohlhammer, DM 12,50]. — Wertvoll ist das von Eduard Krieg zum erstenmal vollständig herausgegebene und besonders seine musikalische Gestalt behandelnde Osterspiel von Tours [Das lateinische Osterspiel von Tours (1315) Würzburg 1956, Konrad Triltsch, DM 12,—]. — Georg Misch behandelt im zweiten Band seiner Geschichte der Autobiographie das frühe Mittelalter. Er stellt es zuerst in die universalhistorische Sicht, nach der das Mittelalter eine Epoche ist, in der ein noch auf einer frühen Stufe stehendes Volk sich mit einer alten hochentwickelten Kulturwelt verbindet und sich so ein Neues formt. Zuerst prüft M. die Schriftwerke der germanischen und arabischen Stämme, bevor sie mit dem Christentum bzw. dem Islam zusammentreffen, nach Zeugnissen von Selbstdarstellungen. Es zeigen sich überraschend viele Parallelen, in denen sich zugleich die universalhistorische Methode als richtig erweist. Die zweite Hälfte, die dem frühen Mittelalter bis zum Ende des 10. Jahrhunderts gewidmet ist, liefert eine bedeutende Steigerung der Menge und auch des Wertes der Selbstdarstellungen, die bis zur eigentlichen Autobiographie (Rather) führen. Sie entwickeln sich aber im ganzen mehr mit Hinblick auf die objektive Einheit der geistigen Welt als aus der Mitte der eigenen Person. Nur vereinzelt begegnen uns Versuche, das eigene persönliche Erlebnis genetisch und psychologisch zu zergliedern. Mangel an Kenntnis der einschlägigen Literatur und Verkennung des katholischen Christentums führen aber M. auch zu Verzeichnungen und unrichtigen Formulierungen, wie vom Teufel im Alten Testament als der Personifikation einer göttlichen Funktion (318), der Heiligenlegende, die auf dem Untergrund der Ethik der Kyniker aufgebaut sei (325—332), der Wirkung der Klostererziehung (452), der Lehre von der Beichte (591) und dem Altarsakrament (592), dem Vorwurf der Magie (515). Das Urteil über Hieronymus und sein Verhältnis zur antiken Literatur ist wohl nicht genau. Auch darf man kaum von aufklärerischen Zügen im frühmittelalterlichen Christentum sprechen (612). Trotz diesen Ausstellungen vermehrt aber das Werk wie das von Curtius unser Wissen von der Seelenlage jener Zeit [Geschichte der Autobiographie II (669 Seiten) Frankfurt 1955, G. Schulte-Buhnke, DM 37,—. Vgl. Besprechung des ersten Bandes in dieser Zs. 78 (1910) 437—439; 149 (1951) 70]. — Wie im späten Mittelalter durch die Buchdruckerkunst das aufkommende Bildungs- und Lesebedürfnis gefördert wurde, dadurch zugleich das religiöse Leben fester begründet wurde und sich entfaltete, zeigen die damals sehr verbreiteten Plenarien. Es sind die Vorläufer der Postillen (Martin v. Kochem, Goffine), in denen mit den Episteln und Evangelien des Kirchenjahres Erklärungen und Belehrungen zusammengefaßt wurden. Die Bücher zeigen, wie hoch die Heilige Schrift vor der Reformation gewertet und wie die ganze kirchliche Überlieferung an das Volk weitergegeben wurde. Die mittelalterliche Mystik und die Devotio moderna wirkten weiter. Die von W. Kämpfer bearbeiteten Plenarien erweisen Lübeck als einen Mittelpunkt der niederdeutschen Frömmigkeit [Kämpfer, Winfried, Studien zu den gedruckten mittelniederdeutschen Plenarien (256 S.) Münster 1954, Böhlau, DM 18,—]. — Unbestritten ist die Bedeutung des Kardinals Nikolaus von Kues für die deutsche Geistesgeschichte. Aus vatikanischen Handschriften sammelt R. Haubst Tatsachen zu seinem Werk und zu dem seines literarischen Gegners Johannes Wenck, des Heidelberger Professors, der ihn aus kirchenpolitischen Gründen, vor allem aber wegen seiner vermeintlichen Be-

ziehung zu Eckehart und den Begharden bekämpfte [*Haubst, Rudolf*, Studien zu Nikolaus von Kues und Johannes Wenck (143 S.) Münster 1955, Aschendorff, DM 9,80]. — Der italienische Humanist Petrarca ist für die ganze abendländische Entwicklung bedeutungsvoll geworden. Eine von H. W. Eppelsheimer vorzüglich eingeleitete Auswahl seiner Werke zeigt 1) die Gegenwartsnähe mancher seiner Briefe usw., die er in einem von Machtkämpfen durchzitterten Jahrhundert schrieb, 2) die Rolle der Schriftsteller- und Gelehrteneitelkeit, 3) den hohen Quellenwert dieser Schriften zur Erkenntnis der Zeit [Petrarca. Dichtungen, Briefe, Schriften, Auswahl und Einleitung von Hanns W. Eppelsheimer (197 S.) Frankfurt 1956, S. Fischer, DM 1,90].

J. Grimm glaubte, Minnesang und Meistersang seien identisch. In Wirklichkeit ist der Meistersang eine Umkehrung der Ritterdichtung, da die Meister durch eine äußere strenge Form nach innen zu wirken suchten. Für sie liegt das ästhetisch Schöne im metrisch-sprachlich und musikalisch Regelhaften. Darum wird nur derjenige den deutschen Meistersang begreifen, der von der poetischen Technik, den Versen, der Reim-Strophengestaltung, der musikalischen Form (die aus der Gregorianik schöpft, aber auch Beziehungen zum Volkslied hat) und der Sprachgestaltung ausgeht. In umfassenden Untersuchungen leistet dies B. Nagel. Er bleibt aber nicht beim Formalen stehen. Es leitet ihn von selbst zum Verständnis des Kunstwillens und der geistigen Welt der Meistersinger. Ihre Sprache ist die einer kultursoziologisch gleichartigen Gemeinschaft, die drei Jahrhunderte lang (1300—1600) einen wichtigen Teil der deutschen Welt bestimmte. Sie tragen in sich das Bewußtsein einer sittlichen Sendung zur Belehrung und Besserung der Menschheit. Ihre abstrakte Sinnzielsetzung verwirklichen sie in einer künstlichen, bildhaften, die Einzelzüge lyrisch und episch aneinanderreihenden Sprache, in der die lehrhafte Sentenz oder der Imperativ ihrem Bildungswillen Ausdruck gibt. Ein derbsinnlicher Rationalismus und eine lehrhaft schwellende Sprachbewegung schaffen eine typisch geprägte Dichtung, von der man fast sagen kann, daß jedes Gedicht von jedem Verfasser geschrieben sein könnte. Man spürt, wie in der bürgerlichen Welt, die durch die Verfasser nivelliert wurde, während der Minnesang hochzüchten wollte, ein Zwiespalt zwischen Diesseits und Jenseits herrscht, der durch theologische, moralische, allgemein didaktische Erwägungen überwunden werden sollte. Dem geistigen Wandel des Meistersangs schenkt Nagel weniger Aufmerksamkeit. Frauenlob bedeutet die künstlerische Höhe, Hans Sachs steht schon in der Auflösung. Trotz der Verbürgerlichung der Kunst, die weithin zu „metrisierter“ Prosa wird, ist doch bei den Meistern ein treues Streben und die innere Gesinnung anzuerkennen [Nagel, Bert, Der deutsche Meistersang (228 S.) Heidelberg 1952, F. H. Kerle, DM 15,80]. — Die Rühlsche Ausgabe der ausgewählten Werke William Shakespeares (diese Zs. 152 [1953] 478) wurde bei einem Neudruck durch einen 4. Band vermehrt, der Troilus und Cressida, Cymbeline, das Wintermärchen und einige Lustspiele enthält. Eine sehr gefällige Ausgabe! [Shakespeare, William, Ausgewählte Werke, herausgegeben und eingeleitet von Oskar Rühle (I. 574 S., II. 598 S., III. 576 S., IV. 660 S.) Stuttgart 1956, W. Kohlhammer, DM 36,—].

Das 18. Jahrhundert zieht als Werdezeit für die deutsche Klassik noch immer die deutsche Forschung an. Ein Verdienst hat sich H. Uhde-Bernays erworben, daß er den großen Herder-Aufsatz (1872/3) von Karl Hillebrand zugänglich machte, den auch die späteren Forschungen nicht überholt haben. Auch die übrigen Essays des Verfassers, der für das Eigentümliche der Religion kein echtes Verständnis gehabt zu haben scheint und der sich mehr durch psychologische Vertiefung, ethische Verantwortung und ästhetische Sinnlichkeit der Vorstellung (364), alles mit Maß und Form, auszeichnete, sind wertvoll. Vor allem sind die genialen Aufsätze über die Berliner Gesellschaft in den Jahren 1789 bis 1815 zu nennen, die allerdings bei Fr. Schlegel nur das Äußerliche sehen. Man vgl. etwa die geistige Höhe Hillebrands mit Nadlers Berliner Romantik, um den Unterschied festzustellen. Die Abhandlung über Otfried Müller würdigt die Bedeutung dieses Hauptes der historischen Schule der Philologie. Es schließen sich an eine Würdigung des Histori-

kers und Politikern Ludwig Häussers und die Bismarcks vom 26. 7. 1866. Ein Nachwort beurteilt die Gesamtleistung des Essayisten und seines Vaters Josef [Hillebrand, Karl, Unbekannte Essays. Aus dem Französischen und Englischen übersetzt und mit einem biographischen Nachwort von Josef und Karl Hillebrand, herausgegeben von Hermann Uhde-Bernays (404 S.) Bern 1955, Francke, DM 18,50]. — Wenn auch der Essay Schöfflers über Herder den Abstand zu Hillebrand deutlich werden läßt, so sind doch seine Arbeiten über die Schweizer (Bodmer, Breitinger usw.) Herder, Bürgers Lenore, den jungen Goethe und Lichtenberg eindringliche Studien zur Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts. Besonders arbeitet er die Wirksamkeit oder Unwirksamkeit der (protestantischen) Religion heraus, die zuerst stark, dann immer schwächer wird und dann nur in abgeleiteten philosophischen und ästhetischen Erkenntnissen in das Weltbild einfließt (besonders bei Lichtenberg). Einige Verallgemeinerungen leiden daran, daß Sch. keine Beziehungen zu der Geisteswelt der katholischen Länder, wie Italien und Spanien, hat (Schöffler, Herbert, Deutscher Geist im 18. Jahrhundert. Essays zur Geistes- und Religionsgeschichte, hrsg. von Götz von Stelle (317 S.) Göttingen 1956, Vandenhoeck & Ruprecht, DM 14,80].

Vor vierzig Jahren unternahm es Julius Zeitler, ein Goethe-Handbuch in lexikalischer Form zu schaffen. Es wurde nicht vollendet und ist vergriffen. Unter der Führung von Alfred Zastrau beginnt ein neues Werk zu erscheinen, von dem bisher drei Lieferungen (Aachen — Augsburg) und der hervorragende 4. Band mit den Karten der Reisen Goethes vorliegen. Alle Orte und Personen (diese oft bei ihrem Geburts- oder Wirkungsort), die Sachbezüge und Goethes Wirken bis zur Gegenwart (z. B. Artemis-Verlag) sollen aufgenommen werden. Die sachlichen Artikel sind so gestaltet, daß zuerst der Begriff und seine Geschichte, dann Goethes Stellung dazu dargestellt werden. Das erste Verdienst des Handbuches ist das Aufstapeln und die Ordnung eines ungeheuren Stoffes. Z. B. wird sogar die Zahl der alliterierenden Wendungen bei Goethe angegeben. Darüber hinaus werden aber auch die Vielseitigkeit Goethes, der Wandel seiner Anschauungen, die Tiefgründigkeit des Dichters, Forschers und Staatsmannes sichtbar. Ohne in einen Heroenkult zu verfallen, wollen die Verfasser mit dem Dichter auch seine Welt und sozusagen auch die Welt an sich, soweit sie für Goethe bedeutungsvoll wurde, darstellen. Die bisherigen Lieferungen zeigen das Bemühen, ein gut abgewogenes Bild zu geben (z. B. Aufklärung) [Goethe Handbuch. Goethe, seine Welt und Zeit in Werk und Wirkung. 2. vollkommen neuge-staltete Auflage, unter Mitwirkung zahlreicher Fachgelehrter, hrsg. von Alfred Zastrau. Lief. 1—3 (1—480); 4. Band. Chronologisch geordnetes Routenverzeichnis der Reisen ... Goethes (68 S. in 21 Karten) Stuttgart 1956, J. B. Metzler, je Lieferung DM 7,50]. — Im 2. Band seines großen Goethewerkes behandelt Staiger die Zeit von 1786—1814, von der Italienischen Reise bis zur Vollendung der Wahlverwandtschaften. Noch mehr als beim 1. Band darf man sagen, daß die in Friedrich Schlegels Sinn nachschöpferische Kritik (Interpretation) sozusagen an die Grenzen ihrer Vollkommenheit gelangt, in der edlen Sprache wie im Tiefsinn des wahrhaft gebildeten Verfassers. Mit einzelnen Anschauungen braucht man nicht einverstanden zu sein. Etwas anderes ist die Frage, an welchem Maßstab Goethe gemessen wird. Fr. Schlegel war in der berühmten Kritik des Wilhelm Meister geöffnet als Goethe, für den der klassische Augenblick im Diesseits das Höchste war, wie etwa in „Hermann und Dorothea“, wo nach Staiger sogar der Höhepunkt der Goetheschen Klassik erreicht wird (519). Bevor das Werk Staigers vollendet ist, wird man sein Urteil zurückhalten. Es soll aber nicht verhehlt werden, daß wir glauben, Staigers geistiger Ort sei auch der der reinen Goethischen Humanität, die sich im Diesseits erfüllt. Wir stimmen ihm zwar bei, wenn er religiöse Gesichtspunkte abwehrt, wo sie nichts zu suchen haben. Er muß auch Goethe genau deuten und seine Abneigung oder sein Absehen von Religion und Christentum darlegen, indem er die Biographie einbezieht, insoweit dies zum Verständnis des wesentlichen Schaffens unerlässlich erscheint (89). Aber in der Art seiner Wortwahl, die gerade bei einer so wundervoll dem Gegenstand sich anschmiegenden

Sprache beredt wird, bemerken wir Kühle und Abwehr. Noch mehr: Da Staiger bei Gelegenheit des Wilhelm Meister einen Brief Wilhelm von Humboldts zitiert, der wie Goethe den Gedanken äußert, daß den Menschen auf seiner Höhe ein Schwindel anwandeln kann, fährt er fort: „Dieser Schwindel rührt nur ein vollkommen menschliches Dasein an. Wo es eine außermenschliche Sanktion des Lebens oder außermenschliche Ziele gibt, da fehlt davon sogar die Ahnung und fehlt dann freilich auch jedwede Ahnung von der unermeßlichen Größe der reinen Humanität“ (162). Hier ist der Ort, wo eine Mythisierung Goethes abgewehrt werden muß [Staiger, *Emil, Goethe*. II. Band 1786—1814 (555 S.) Zürich 1956, *Atlantis, DM 24,—*]. — Zu den naturwissenschaftlichen Schriften, die Staiger als Ganzes behandelt, bieten „Neue Hefte zur Morphologie“ Ergänzungen und Berichtigungen zum Teil auch der großen Weimarer Ausgabe aus fachkundiger Hand [2. Heft. Beihefte zur Gesamtausgabe von Goethes Schriften zur Naturwissenschaft (81 S.) Weimar 1956, *H. Böhlau Nachf., DM 4,80*]. — Seit einem Jahrzehnt ist der alte Goethe in den Mittelpunkt der Goetheforschung getreten. Bevor Staiger sein Werk vollendet und — von seinem humanen Standpunkt aus — wohl etwas Endgültiges gesagt hat, bedeutet das Buch von Schrimpf eine Zusammenfassung und Tieferführung, auch wenn er sich weithin auf die „Wanderjahre“ beschränkt. Erklärt wird diese Richtung der Forschung wohl durch unser geistig müdes Zeitalter, den Willen zum Objektiven, den auch die Naturwissenschaft an ihrem Wendepunkt spüren läßt, und den Willen zur Gemeinschaft. Es wird klar, wie der alte Goethe, ganz anders als etwa der Prometheusdichter, sich jetzt durch die Welt bestimmt fühlt, die ihn gestaltet, mehr als daß er sie nach seinen inneren Antrieben formte. Schrimpf betont dabei mit Recht die große Rolle, die jetzt auch die Religion spielt; doch bedarf es noch einer genaueren Untersuchung, ob hier wirklich die Verehrung Gottes oder die Ehrfurcht vor seiner Schöpfung das eigentlich Tragende ist. Es ist mit Händen zu greifen, wie Schrimpf der Romantik, deren Schwächen er mit Recht stark herausstellt, in diesem Punkt nicht gerecht wird. Das Kapitel über das Wandermotiv wurde in seinem wesentlichen Gehalt schon früher veröffentlicht. Es paßt auch nicht ganz organisch in den Zusammenhang, in den es natürlich gehört. Die saubere und dichte Darstellung des Verfassers wird der Größe des Gegenstandes gerecht, aber es fehlen gewisse Grenzsetzungen, die etwa bei Karl Schlechta (einseitig) gesehen sind [Schrimpf, *Hans Joachim, Das Weltbild des späten Goethe. Überlieferung und Bewahrung in Goethes Alterswerk* (379 S.) Stuttgart 1956, *W. Kohlhammer, DM 21,—*].

Die 150. Wiederkehr des Todesjahres Schillers (1805) brachte eine Neuauflage des Buches von E. Müller über den jungen Schiller. Der Verfasser hat mittlerweile eine selbständige Schillerausgabe eingeleitet und kommentiert und konnte seine vertieften Kenntnisse verwerten. Daß er die Legenden der Ludwigsburger und Stuttgarter Jahre Schillers zerstörte, den Herzog menschlicher, den Dichter weniger als Opfer eines Tyrannen erwies, ist ein Zuwachs geschichtlicher Erkenntnis, vertieft aber nicht ohne weiteres unsere Einsicht in die Dichtungen. Daß alles viel harmloser und gesitteter war (ganz so war es denn nun auch nicht!), erklärt nicht das Schillersche Sprachtemperament. Vielleicht wirkt sich im Buch doch allzusehr das Unzeitgemäße aus, das unsere Gegenwart dem Dichter gegenüber empfindet. Ist die ungeläuterte Glut seiner Sprache Ausdruck eines echten Gefühls oder Wohlgefallen an der eigenen Pose? Was ist in ihr Versuch eines noch unfertigen Künstlers, was unausgeglichene Verbindung von Gefühl und Gedanke? Diese Fragen werden in der auch sprachlich nicht immer glatten Untersuchung Müllers nicht behutsam genug einer Klärung nähergebracht. Dagegen erfahren wir viel Neues aus dem Leben, von den Quellen der Dichtungen bis einschließlich Fiesco und von den Veränderungen, die sie erfuhren [Müller, *Ernst, Der Herzog und das Genie. Friedrich Schillers Jugendjahre* (343 S.) Stuttgart 1955, *W. Kohlhammer, DM 10,80*]. — Eine Reihe großer Reden, die bedeutende Männer und Gelehrte der Gegenwart zum Jubiläum gehalten haben, zu sammeln, war ein Verdienst. Der Band hält fest, wie unsere Zeit zu Schiller steht: Huldigung an den großen Dichter, Bemühungen, dem fremdgewordenen Klassiker gerecht zu werden,

Erkenntnis seiner großen Gegenstände, seine politische Bedeutung, seine Stellung im heutigen Theaterleben u. a. Das Ergebnis ist, daß die meisten Autoren ihn wohl theoretisch anerkennen, zuweilen aus der Ebene den Gipfel anschauen, aber doch nicht in ihm die Form des eigenen geistigen Lebens sehen können. Ist Schiller daran schuld, oder ist dies ein Zeugnis für unser Volk? Besonders bemerkenswert sind die großen Beiträge von K. Burckhardt, R. A. Schroeder, Hans Mayer, zu denen noch die Rede Muschgs (in „Die Zerstörung der deutschen Literatur“, Bern 1956, Francke, SS 111—118) gehörte. Thomas Mann hat seine Rede im „Versuch über Schiller“ erweitert (diese Zs. 152 [1956] 318). Den politischen Schiller zeichnen besonders P. Böckmann, Joachim Müller, W. Emrich; den Dramatiker B. v. Wiese und G. R. Sellner [Schiller. Reden im Gedenkjahr 1955, hrsg. von B. Zeller (419 S.) Stuttgart 1955, E. Klett, DM 12,80].

In den Einleitungen und Anmerkungen zu acht Briefen W. von Humboldts an Christine Reinhard-Reimarus, die Enkelin des Religionsphilosophen H. Samuel Reimarus (Lessing!) und Gattin des französischen Diplomaten und des Bekannten Goethes wird mit deutscher Gründlichkeit ein ungeheurer Stoff bearbeitet. Er dient vor allem der Erweiterung unseres biographischen und gesellschaftlichen Wissens über den Ausgang des 18. und den Beginn des 19. Jahrhunderts, wie das sorgfältige Register ausweist, enthält aber auch wichtige Urteile, z. B. über Mme. de Staël (89f., 119f.), Fr. Schlegel (90), Schiller (96ff.) [Humboldt, Wilhelm von, Briefe an Christine Reinhard-Reimarus, hrsg. von Arndt Schreiber (244 S.) Heidelberg 1956, W. Schneider, DM 12,50]. — Der genaueren Kenntnis der Goethezeit und insbesondere ihrer „begeisterten“ Naturanschauung dient auch die liebevolle und anmutige Arbeit von Fr. Muthmann über Alexander von Humboldt. Bemerkenswert ist sein Einfluß auf die Landschaftsmalerei [Muthmann, Friedrich, Alexander von Humboldt und sein Naturbild im Spiegel der Goethezeit (154 Seiten) Zürich 1955, Artemis, DM 14,80].

Die Auffindung von Hölderlins „Friedensfeier“ glückte in einer Zeit, in der an sich schon die Forschung um ein vertieftes Bild des Dichters, besonders um die Klärung seines Verhältnisses zum Christentum bemüht war. Beda Allemann, der in der Neuen Züricher Zeitung schon Stellung nahm und als den „Fürsten“ der Friedensfeier Napoleon bezeichnet, legt jetzt eine sehr ausführliche Untersuchung und einen bis ins einzelne gehenden Kommentar vor, in denen er an seiner Deutung festhält und sich deswegen den Zugang zum Wesen der Hölderlinschen Symbolsprache etwas versperrt, die gerade hier sehr gut erkannt und erlebt werden kann. Wir möchten uns dem Urteil Lachmanns (vgl. diese Zs. 156 [1955] 332—343) anschließen [Allemann, Beda, Hölderlins Friedensfeier (111 Seiten) Pfullingen 1955, G. Neske, DM 8,50]. — Eine Studie Hötzers zeigt, wie man durch die sorgfältige Prüfung eines Motivs und seiner Wandlung im Lauf der Entwicklung einen Zugang zur Mitte Hölderlins finden kann. Hier wird die Gestalt des Herakles erforscht, dessen Mythos das Bild für das Ringen des Menschen mit der Not ist, wo Erkenntnis und Verwirklichung im Leben gleichzeitig gemeint sind, wo der Dichter noch selbst seinen Weg sucht. Da er ihn fand, rühmt er von jetzt an nur das Objektive. Hier erscheint dann Herakles als der harmonische Ausgleich aller Spannungen, der Kämpfer für das Ewige, der Patron des Dichters selbst, der Zeugnis gibt: „Christus aber ist die Erfüllung“ (140) [Hötzer, Ulrich, Die Gestalt des Herakles in Hölderlins Dichtung (178 S.) Stuttgart 1955, W. Kohlhammer, DM 16,90]. — Am gründlichsten hat wohl Läubin das Verhältnis Hölderlins zum Christentum behandelt. Er geht von den idealistisch-philosophischen und theologischen (den schwäbischen theosophischen) Voraussetzungen aus und findet, immer auch im Vergleich mit dem Denken Schellings und Hegels, seiner beiden Jugendfreunde, daß es wohl des Dichters Aufgabe gewesen sei, noch einmal das Kosmisch-Mythische zu erkennen, an dessen Rand er auch auf das Christliche stieß, ohne aber in dasselbe wirklich einzudringen. Als Nachfahre des mythologischen Prozesses (IV 264) kam er nur zu einem pantheistischen Chiliasmus. Insbesondere blieb ihm der Sinn des Gekreuzigten verschlossen. Das Buch fordert eine sehr ernste Auseinanderset-

zung. Hier möchten wir nur bemerken, daß L. sich wohl der Eigenständigkeit der dichterischen Aussage bewußt ist, sich aber durch das stete Heranziehen philosophischer Spekulation in die Gefahr begibt, die Anschauung des Philosophischen auf Hölderlin zu übertragen, der freilich auch philosophierte, um seine Anschauung zu klären, bevor er sich fähig fühlte, dichterisch dem Gegenstand zu begegnen. Ferner darf wohl bedacht werden, daß das Christentum dem Dichter nur in seiner protestantischen Form bekannt war und daß auch die Deuter des Dichters von den protestantischen Theologomen ausgehen. Es besteht die Möglichkeit, daß die ursprüngliche dichterische Schau vielleicht der ursprünglichen katholischen Theologie nähersteht. Auch scheint es uns methodisch bedenklich und mindestens einseitig, zuerst die griechische Mythenschau darzulegen und die christlichen Gedanken darin einzubetten, um sozusagen zu bestimmen, was der Dichter hätte sagen dürfen. Es müßten doch zuerst die eindeutig christlichen Dichtungen betrachtet werden. Im Fall einer Zweideutigkeit wäre dann das Übrige heranzuziehen. Wir glauben nicht, daß L. Hölderlin ganz gerecht wird. Jedenfalls bedeutet die Untersuchung eine bedeutende Förderung der Forschung, auch der Stufe des christlichen Selbstverständnisses der Goethezeit [*Läubin, Helmut, Hölderlin und das Christentum*, in *Symposion, Jahrbuch für Philosophie III* 237—402; *IV* 217—366, *Freiburg 1952/54, Herder, DM 36,— und DM 38,—*]. — (Der vierte Band des „Symposion“ enthält noch eine feinsinnige Studie von Walther Rehm über Stifters „Der Waldgänger“, der die Unauflöslichkeit der Ehe zum Gegenstand hat (349—366) und eine Arbeit von Alfred Hermann: Rilkes ägyptische Gesichte (367—461). Auf Grund seines ägyptologischen Wissens und der Zusammenfassung der dichterischen und brieflichen Aussagen kann H. manche Einzelstellen des Dichters klären und einzelne Grundanschauungen in ihrem Werden begreiflich machen (z. B. das Verhältnis zum Tier, zum Tod).

Ein junger finnischer Gelehrter ist den Auffassungen über die Sendung des deutschen Volkes zur Zeit der Wende zum 19. Jahrhundert nachgegangen. Indem er Große und Kleine befragte, kann er den allmählichen Anstieg des Nationalbewußtseins feststellen. Am Anfang steht durchaus noch der aufklärerische Wille zur Universalität, am Ende die poetische Welteroberungslust (Gervinus), freilich der Gelehrtenrepublik, nicht der breiten Masse. Aber die Überheblichkeit des „menschheitlichsten“ (Jahn) Volkes ist schon da, und im Lauf des 19. Jahrhunderts wird der poetischen Eroberungslust auch die politische und militärische folgen. Die Studie ist sehr klar geschrieben, zeugt von strenger Objektivität und einem großen Unterscheidungsvermögen, das die verschiedenen Auffassungen in ihrer Eigenart und in ihrem Zusammenwirken lichtvoll darstellt. Die kritischen Urteile über Deutschland (z. B. in Hölderlins *Hyperion*, bei Goethe u. a.) sind nicht erwähnt [*Kemiläinen, Aira, Auffassungen über die Sendung des deutschen Volkes um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts (301 S.) Helsinki 1956, durch O. Harrassowitz Wiesbaden*]. — Damit bestimmt die Studie weithin den allgemein-menschlichen, dem Griechentum zugewandten und doch wieder nationalen Untergrund, auf dem die Romantik steht. Ihre Erforschung ist noch immer eine Aufgabe. Das in 5., im Ausdruck bestimmter Auflage vorgelegte Buch von R. Benz wird als Überblick vielen erwünscht sein [*Benz, Richard, Die deutsche Romantik. Geschichte einer geistigen Bewegung (439 Seiten) Stuttgart 1956, Reclam, DM 22,—. Vgl. diese Zs. 134 (1938) 347 f.j.*]. — Eine bisher noch anstehende Aufgabe der Romantikforschung ist es, Friedrich Schlegel gerecht zu werden. Zwar sind im allgemeinen die Zeiten vorbei, in denen seine Konversion (1808) als Flucht in die Geistesknechtschaft bezeichnet wurde, aber weder der junge noch der späte Schlegel sind bisher eigentlich erkannt worden. Darum begegnen uns auch immer wieder Versuche, sein Denken zu erhellen. Zumeist zieht der junge Literaturwissenschaftler an. W. Mettler sucht sein Verhältnis zur griechischen Literatur zu erklären. In einer etwas schulmäßigen Stiluntersuchung stellt er die Abhängigkeit von der Aufklärung und einen Durchbruch zum Neuen fest. Eigentlicher Gegenstand der Untersuchung aber ist der Nachweis, daß Schlegel, die Anfänge seines Lehrers Heyne nutzend, zum erstenmal die

Antike als Gedankeneinheit und geschichtliches Phänomen (Vereinigung von Tatsachwissenschaft und Philosophie 140) erkannt habe [Mettler, Werner, *Der junge Friedrich Schlegel und die griechische Literatur. Ein Beitrag zum Problem der Historie* (171 S.) Zürich 1955, Atlantis-Verlag, DM 6,80]. — Die schon etwas ältere Schrift von K. A. Horst sucht in beschwingter Sprache die Konversion Schlegels sozusagen als logische Konsequenz der Geistesentwicklung zu erweisen. Es ist keine Frage, daß durch diese Gedankenverbindung vieles in ein neues und klares Licht gerückt wird. Doch dürfte einiges zu gewagt sein, so etwa, daß Schlegel ohne Gestalt sei, daß er von Revolution zu Revolution fortschreite. Auch die Vorausblicke auf seine Spätzeit dünken uns zu kühn. Wenn die noch vorhandenen Tagebücher aus der Zeit vor 1808 und seiner späten Jahre veröffentlicht werden, wird man sicherer urteilen können [Horst, *Karl August, Ich und Gnade. Eine Studie über Friedrich Schlegels Bekehrung* (133 S.) Freiburg 1951, Herder, DM 5,20]. — Sehr verdienstvoll ist es, daß der unternehmende Verlag Hanser die wesentlichen literaturkritischen Abhandlungen des frühen Schlegel mit einigen Proben der späten Zeit herausgebracht hat. Wenn auch der Wissenschaftler weiterhin die Ausgabe von J. Minor benutzen muß, so werden doch die hinreißenden Arbeiten des größten deutschen Literaturkritikers wieder einem weiten Kreis zugänglich. Der Herausgeber Wolfdietrich Rasch hat außer den Anmerkungen usw. ein sehr verständnisvolles Nachwort geschrieben [Schlegel, Friedrich, *Kritische Schriften* (519 S.) München 1956, Carl Hanser, DM 14,80]. — Die große Görresausgabe, die von der Görresgesellschaft betreut wird, nähert sich der Vollendung. Im 4. Band sind die geistesgeschichtlichen und literarischen Schriften von 1808—1817 gesammelt, unter denen die Beiträge zur alt- und mittelhochdeutschen Literatur die berühmtesten sind, der Aufsatz „Fall der Religion und ihre Wiedergeburt“ (1810) fast eine Neuentdeckung (VI) ist. Zum Unterschied von F. Schlegel ist Görres ein Mann der Inhalte, kein Philologe oder Kritiker der Dichtung [Görres, Josef, *Gesammelte Schriften* Bd. 4, hrsg. von Leo Just (XXII und 335 S.) Köln 1955, J. P. Bachem, DM 24,—]. — Die drei zum erstenmal 1944 veröffentlichten Lebensbilder der Geschwister Clemens und Bettina Brentano und ihres Mannes Achim von Arnim, der Dichterin Ina Seidel erscheinen jetzt vereinigt. Es sollen mehr biographisch berichtende als kritisch wertende Darstellungen sein. Aber es kann nicht ausbleiben, daß eine so tief-sinnige und ernste Dichterin in ihrem liebenden Nachgehen nicht bloß die Personen wieder zum Leben erweckt, sondern auch ihre Werke als Früchte und Gestaltungen ihres Wesens, ja sogar manche Wesenszüge der Romantik überhaupt dem Leser nahebringt. Abgesehen von den in der Form etwas peinlichen Berufungen auf das Bluterbe, wird man sagen müssen, daß Ina Seidel unsere Einsicht in die drei Dichter entscheidend gefördert hat. Sie, die uns mit Liebe und Ehrfurcht vor den drei so eng verbundenen Menschen erfüllt, wird dem Leser auch selbst zu einer liebenswerten Gestalt. Während sie Arnim und Bettina wohl am meisten gerecht wird, bleiben bei Clemens doch noch einige Fragen. Es ist anzuerkennen, wie weit Seidel sich in den religiösen und katholischen Dichter hineingelebt hat. Von der „Magie des katholischen Kirchentums“ (94) würden wir nicht so leicht sprechen (Hoffbauer ist wohl ein Druckfehler für Hofbauer 96). Den Satz, daß selbst die Kirche die Rettung des Pilgers Brentano nicht als Heilung, sondern als Bergung eines Unheilbaren ansehen könne (102), müssen wir zurückweisen. Wer kann darüber urteilen? Ob nicht der Umhergetriebene wahrhaft in einen Bereich eintrat, der ihn vollendete, auch wenn noch Schalen der Vergangenheit äußerlich blieben? Damit möchten wir auch in unserem Urteil über seine dichterischen Leistungen durchaus für die Möglichkeit und die Tatsache eintreten, daß er im einzelnen höchste Kunst erreicht habe, so sehr auch Maßlosigkeit sein Werk als Ganzes nur zum Stückwerk werden ließ. Trotz dieser Einwände aber bleibt bestehen, daß Ina Seidel uns einen tieferen Blick auch in Clemens Brentano tun läßt als andere [Seidel, Ina, *Drei Dichter der Romantik. Clemens Brentano, Bettina, Achim von Arnim* (284 Seiten) Stuttgart 1956, Deutsche Verlags-Anstalt, DM 12,80].

H. Becher SJ